



Im neuen Reich.

Wochenschrift.

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben von Dr. Konrad Reichard.

1876. № 28.

Inhalt:

Wilhelm Eduard Albrecht. Von Otto Stobbe. II.
Gegen Paris.

Berliner Skizzen vom Jahre 1797. Von C. von Beau lieu-Marcouay.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande:

Aus Gms. Regatta. Der Kaiser.

Aus Berlin. Der serbische Krieg. Inneres.

Literatur:

Vom Büchertisch.

62
1876

189 B 6

Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

1876.

Halbjährlicher Abonnementspreis 14 Mark.

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes
zu beziehen.

~~387 D~~

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Konrad Reichard.

Sechster Jahrgang, 1876.

Zweiter Band.

(Juli bis December.)



Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1876.

Ueber die Entstehung der Monumenta Germaniae.

Von Ernst Dümmler.

Wie alle wissenschaftliche Thätigkeit, so sehr sie auch um ihrer selbst willen geübt werden soll, doch stets unter dem Einfluß jeweilig vorwiegender Lebensinteressen steht, wie die gelehrte Forschung ihre Antriebe aus der allgemeinen Bewegung der Welt empfängt, so gilt dies ganz besonders von der Geschichte, die in so hohem Maße auf das Leben zurück zu wirken berufen ist. Wenn wir als ihr oberstes Ziel hinstellen, die Entwicklungsgesetze der gesammten Menschheit zu ergründen, so ist damit ihr Ideal, vielleicht auch ein in der Zukunft unerreichbares, bezeichnet, keineswegs ihre nächste Aufgabe. Ihr Ideal auch nur nach der wissenschaftlichen, nicht nach der künstlerischen Seite hin. Die nächstliegende unmittelbare Pflicht der Geschichtswissenschaft besteht vielmehr darin, die Geschichte des eigenen Vaterlandes und Volkes zu erforschen und darzustellen, den Schatz der nationalen Erinnerungen der Nachwelt pflegend zu erhalten, der ohne sie in wurzellose, wandelbare Sagen zerflattern würde. Ihre Seele ist die Pietät, ihre Triebfeder die Liebe für die Thaten der Vorfahren. Wie gewisse Weine keine Art Erdgeschmack an sich tragen, der auf den Boden hinweist, aus welchem sie erwachsen, so hat auch die rechte Geschichtschreibung stets einen solchen heimathlichen Erdgeschmack, der den Fremden weniger mündet. Freilich wäre es eine engherzige Pietät, die bloß dem eigenen Volke gelten sollte: da alle Entwicklung nur aus dem die Cultur vermittelnden Verkehre der Völker unter einander entspringt, so können auch wir, die wir zu den jüngeren Kindern der Menschheit zählen, unsere geistigen Ahnen bis zum Ganges und Euphrat hinauf verfolgen, haben wir unsere geistigen Geschwister und Genossen in allen europäischen Nationen zu erblicken, aber mögen wir mit deutscher Gerechtigkeit ihrer aller große Männer in unser Pantheon aufnehmen, Kern und Mittelpunkt aller forschenden

Thätigkeit muß darum doch immerdar unser Volk im engeren Verstande bleiben.

Es gab eine Zeit, an geistiger Uebersülle auf allen Gebieten der unsrigen überlegen, in welcher die Deutschen einen großen Anlauf nahmen aus heillosen unwürdigen Zuständen sich wieder zur Einheit und Macht empor zu ringen: das beginnende sechszehnte Jahrhundert. Damals zuerst erblühte durch die Humanisten wissenschaftliche Geschichtsforschung. Aus dem wieder aufgefundenen Tacitus und Vellejus lernte man in Arminius Heldengestalt den ersten Retter deutscher Freiheit bewundern, lateinische Geschichtschreiber und Dichter des Mittelalters wurden wetteifernd aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen und dem Auslande als unverächtliche Zeugen unserer klassischen Bildung triumphirend entgegengehalten, in den Sibyllinen erkannte man die geistigen Vorgänger im Kampfe gegen die päpstliche Curie und aus ihren Kistkammern wurden sogar Waffen entlehnt, die noch nicht verrostet waren. Selbst den Erzeugnissen der altdeutschen Dichtkunst schenkte man hier und da bereits Beachtung. Wie Kaiser Friedrich III. und Maximilian, der eifrige Gönner geschichtlicher Forschung, das angebliche Grab des höرنenen Sigfrid in Worms aussuchten, so glaubte auch das Volk noch an die alten Recken und das Nibelungenlied wurde zuerst als eine historische Quelle für die Zeit der Völkerwanderung betrachtet. Einseitiger von ihrem kirchlichen Standpunkte aus, aber in wahrhaft kritischem Geiste nahm sodann die Reformation diese Bestrebungen auf und leitete sie weiter.

Diese erste Blüthezeit der geschichtlichen Studien in Deutschland war indessen von kürzester Dauer. Mit den getäuschten Hoffnungen auf eine Erneuerung des Reiches im Geiste evangelischer Freiheit, mit der Verkümmderung der Reformation welkte sie dahin und hinterließ nur vereinzelt spärlichen Nachwuchs. Die traurigen Tage der Gegenreformation und des durch sie entzündeten dreißigjährigen Krieges brächen herein. Aus dem deutschen Volke, das hierauf einem todtsiechen, aus tausend Wunden blutenden Körper gleich, entwich aller nationale Stolz, den die Humanisten noch so freudig gehegt hatten. Aus diesem Boden konnten der allgemeinen Spaltung entsprechend höchstens einzelne Landes- und Orts geschichten hervorgehen, wer aber mochte sich um die Vergangenheit einer verfallenen Ruine kümmern, an deren Wiederaufbau Niemand mehr glaubte? Weit eilten uns damals die romanischen Völker, zumal das national geeinigta Frankreich, auf den Wegen der Geschichtsforschung voraus. Der waterlandlosen Gesinnung dieser Tage sah es ähnlich, daß selbst ein Hermann Conring, den man den Begründer der deutschen Rechtsgeschichte genannt hat, es nicht verschmähte, eine Pension von Ludwig XIV. anzunehmen. Den auch nach dieser Seite hin bewundernswerthen, aber unvollendet gebliebenen Arbeiten Leibnizens fehlte ebenso wie seinen Plänen der

belebende Antheil der Nation. Allerdings gab es ja noch Leute, die ihr amtlicher Beruf zur Reichshistorie hinführte, weil das Reich bei alledem rechtlich noch fortbestand, die Juristen, zumal die Staatsrechtslehrer. Von ihnen wurden Vorlesungen über deutsche Geschichte an den Hochschulen gehalten, so zuerst in Halle von Johann Peter von Ludewig und seinem Nebenbuhler Hieronymus Gundling, doch sahen sie darin gleichsam nur eine Hülfswissenschaft für ihr juristisches Fach, von entsprechender Trockenheit. Nur bei Johann Jakob Maslov zu Leipzig wog, obgleich auch er Jurist war, eine rein geschichtliche Behandlung und Auffassung vor.

Bezeichnend für die völlige Vernachlässigung, in welche im achtzehnten Jahrhundert das deutsche Mittelalter versunken war, ist es, daß Klopstock, der Nachfolger der vermeintlichen Vordenker unseres Alterthums, nur die Cheruskische Armins, verschwommen genug, in einem „Bardiete für die Schaubühne“ heraufzubeschwören mußte, um seinem Volke die große Vergangenheit zu zeigen. Goethe, der Bewunderer der gothischen Baukunst, spricht doch zugleich von dem eingeschränkten düstern Pfassenschauplatze *medii aevi*; Schiller empfahl in seiner Antrittsvorlesung seinen Zuhörern nur das Studium der Universalgeschichte vom philosophischen Standpunkte aus. Das Mittelalter ist ihm eine trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, in der nur wenige Lichtfunken aufstiegen, das nachgelassene Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die Zeiten der Kreuzzüge sind ihm ein langer, trauriger Stillstand in der Cultur. Der Hochmuth des Zeitalters der Aufklärung, verbunden mit einigen feindlichen Anklängen aus der Reformation spricht aus diesen Aeußerungen.

Während die größten Geister der Nation einseitig und von dem Leben abgewendet dem klassischen Alterthum huldigten, in dem Volke selbst aber, doch niemals in dem ganzen, der nationale Stolz sich an Namen, wie die Luthers und Friedrichs des Großen, anklammerte, zeigten sich einige Vorboten, die auf einen Umschwung der allgemeinen Auffassung hinwiesen. Schon in seiner Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte“ (1774) suchte Herder dem „gothischen Geiste“ und „nordischen Mitterthume“ des Mittelalters seinen berechtigten Platz in der allgemeinen Entwicklung anzuweisen. Ein tieferes praktisches Verständniß, eine lebendige Veranschaulichung der alten Zeiten bewies Justus Möser's treffliche „Osnabrückische Geschichte“ (1780). Johannes Müller gab in liebevoller Versenkung und wunderbarer Anempfindung ein künstlerisch gefügtes Mosaikbild der Schweizer Geschichte, welches den Gebildeten zuerst wieder greifbare und leibhafte Gestalten unter jener Nebelhülle zeigte. „Er ist der erste unter den Neueren,“ so sagt Schlegel mit Recht, „der die Größe des Mittelalters gehörig begriffen hat.“ Beide gingen von

Flecken deutscher Erde aus, auf denen besonders viel Alterthümliches zäh fortlebte. Neben Schillers historischen Werken weckte die Schweizer Geschichte aufs Neue den Sinn für geschichtliche Darstellung in der Nation. Als um diese Zeit das alte Reich endlich den Stößen der neufränkischen Macht erlag, da schien sich das Wort zu bewahrheiten: Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehen. Denn eben damals begannen die Dichter der Romantischen Schule sich der Glanzzeit dieses Reiches, dem deutschen Mittelalter, mit Vorliebe zuzuwenden, ja in ihm ihre Ideale zu suchen. Ihnen war jene Nebelhülle zur mondbeglänzten Zaubernacht geworden, die den Sinn gefangen hält, zur wundervollen Märchenwelt, die aufsteigen sollte in der alten Pracht. In ihrem Lichte erschienen alle Gestalten gewaltiger, stärker, heldenhafter, alle Gefühle tiefer, zarter, inniger, die Menschheit gläubig und darum tugendreich, in ihren Domen und Bildwerken, ihren Dichtungen der höchsten Kunstleistungen, in ihrer gottseligen Philosophie des wissenschaftlichen Tieffinnes fähig.

Das Ritterthum nannte Schlegel „eine mehr als glänzende, wahrhaft entzückende und bisher in der Geschichte beispiellose Erscheinung.“ „Große Menschen sind im Mittelalter zu Hause,“ ruft er aus, und schreibt demselben „den Geist der Weisheit, Gerechtigkeit und Biederkeit“ im Allgemeinen zu. „Wie die Pfeiler und die Wölbung der Kirche die Gemeinde umfingen, so umgab,“ heißt es bei Tieck, „die Religion als das höchste die Dichtung und die Wirklichkeit, unter der sich alle Herzen in gleicher Liebe demüthigten.“ Sogar Schiller erkannte es als etwas Großes an, wie die Helden des Mittelalters unter der Fahne des Kreuzes Blut, Leben und Eigenthum „einer feurig beherzigten Vernunftidee“ opferten. Hierbei machte sich nun ein völlig veränderter Standpunct geltend: hatte einst Ulrich von Hutten in seinem Kampfe wider Rom an die deutschen Könige angeknüpft, die schon damals mannhaft römischer Anmaßung entgegengetreten waren und den tapfersten Kaiser Heinrich IV. seinem Karl zum Muster vorgehalten, so schaute man jetzt dagegen mit ungetheilter Bewunderung auf die Nachfolger Petri. Johannes Müller erschienen bereits die Päpste als die Schutzwehr der Völkerfreiheit gegen die despotische Allgewalt des Staates. Novalis träumte von den schönen glänzenden Zeiten, in denen Europa ein christliches Land war und die ganze Christenheit mit kindlichem Vertrauen wie eine große Familie, eine einzige gläubige Gemeinde der Leitung auserwählter, mit wunderbaren Kräften ausgerüsteter Männer folgte. Abgestoßen von einer glaubensleeren Gegenwart sehnte man sich nach der verlorenen Kirche, von der Uhland singt:

„Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.“

Die Fenster glühten dunkelklar
 Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
 Dann sah ich, wundersam erhellt,
 Das Bild zum Leben sich erweitern,
 Ich sah hinaus in eine Welt
 Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Mit Recht hat man gesagt: „Ohne Würdigung der Kirche bleiben uns die Jahrhunderte des Mittelalters unverständlich.“ Während die einen aber, wie Zacharias Werner, Friedrich Schlegel durch solche Anschauungen bewogen wurden, in den Schooß jener Gemeinschaft zurückzukehren, gegen welche einst Luther frevelnd sich erhoben hatte, begnügten sich andere, wie Johannes Voigt, Gregor VII. als einem Reformator der Kirche gegenüber, jenen lange verkannten Zeiten nur gerecht zu werden.

Vor allem aber war man bestrebt, die vergrabenen Schätze aus der Vorzeit unseres Volkes wieder zu Tage zu fördern und zu verstehen. Wie Tieck mit seinem Jugendfreunde Wackenroder sich bei dem Anblicke Nürnbergs in seinen krummen Gassen für altdeutsche Kunst begeistert hatte, die dieser in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ verherrlichte, so trugen hernach die Gebrüder Boisséré durch die von ihnen begründete Gemäldeammlung Begeisterung dafür in weite Kreise. Dieser Strömung folgte besonders auch Böhmer, Berkens späterer Mitarbeiter, der ganz aus dem Dunstkreise der Romantik hervorging. Schon 1803 bearbeitete Tieck die Minnelieder wie später den Ulrich von Lichtenstein. Die in des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano gesammelten deutschen Volkslieder (1806—1808), denen sich bald Grimms Märchen (1812) gleichsam als ein Seitenstück anschlossen, zeigen uns wie man aus dem klassischen Alterthum heimkehrte in das deutsche Volksgemüth und seine ungeahnten Tiefen erschloß. Eine nachhaltige Anregung gaben die Vorlesungen Wilhelm Schlegels in Berlin, denen die seines Bruders Friedrich in Wien folgten. Selbst Goethe befreundete sich seit 1807 mit dem Nibelungenliede, das schon Müller mit einer nordischen Ilias verglichen hatte, während Schlegel es zum Schulbuche machen wollte. Hier lagen die Wurzeln der deutschen Philologie, die ein rechtes Kind der Romantik war. Den Antheil der Gebildeten dafür weckten dilettantische Bestrebungen, deren Loos es nachmals war, umgepflügt zu werden, um den Acker für bessere Frucht tragbar zu machen.

Inzwischen war auch Norddeutschland aus der kurzen trügerischen Ruhe aufgerüttelt worden, in welche der Baseler Friede es versetzt hatte und Preußen lag tief erniedrigt zu Boden. Damals dichtete Heinrich von Kleist, der vorher in dem Rätthchen von Heilbronn das Ritterthum verherrlicht hatte, seine Hermannsschlacht, in welcher der glühende Haß gegen die französische Fremd-

herrschaft sein Gegenbild in der deutschen Vorzeit sucht. Wehmüthig gedachten andere der alten Kaiserherrlichkeit und griffen mit Begier nach den Schriften der Romantiker, die das Vaterländische zu Ehren brachten. Stenzel beschloß in einem umfassenden Werke jenes Zeitalter darzustellen: dem unterjochten Volke wollte er sagen, wie tapfer und frei die Väter waren, wie sie ihre Unabhängigkeit behaupteten. So kehrte man aus dem weiten Weltbürgerthume zu der Enge nationaler Gesinnung zurück, Ersatz für die peinvolle Gegenwart suchte man in den Großthaten glücklicherer Jahrhunderte.

Endlich kam der ersehnte Augenblick die Fesseln zu sprengen und das deutsche Volk vollbrachte seine schönste That, indem es den übermüthigen Bedränger aus seinen Marken hinaus schlug und sich selbst wieder gewann. Auf den kurzen Taumel freudiger Begeisterung, hoch erregter Hoffnungen, folgte nur zu rasch Enttäuschung und Ernüchterung. Die alte Ohnmacht des Reiches kehrte unter anderer Gestalt wieder und in den gedrückten und unerfreulichen Verhältnissen der Gegenwart, die jedem politischen Wirken den Zugang verschlossen, fand man nur zu viel Muße, sich der Vergangenheit zuzuwenden. Wie viele träumten nicht von einer Herstellung von Kaiser und Reich, andere hofften, die Macht der römischen Kirche erneuert zu sehen.

„Gewandelt hat sich nun die Zeit,
Kein Kaiser herrscht mehr weit und breit,
Mein Herzvolf trägt ein buntes Kleid!“

heißt es in einem Gedichte Böhmers. Rückert dagegen spricht von dem herben Verhängniß, das unser Volk ins Greisenalter gedrängt habe, und redet es mit den Worten an:

„Was irgend noch von alter Geistesgabe,
Die du gewannst durch mehr als ein Jahrhundert,
Sich finden mag, zusammen wird's gelesen
Und aufgespeichert, daß, wenn einst im Grabe
Du selber ruhst, die Folgezeit verwundert
Erkenne d'raus, wie reich du bist gewesen.“

Mit diesen Worten wird auf die Arbeiten für die Monumenta Germaniae hingewiesen, deren Entstehung der Zeit unmittelbar nach dem Freiheitskriege angehört. Seit dem Jahre 1816 beschäftigte sich der Staatsminister Karl vom Stein, der gewaltige Reformator des preussischen Staates in der Zeit der Erniedrigung, eingehend mit geschichtlichen Studien. Er begann Quellen zu lesen, erkannte die schwer wiegenden Mängel ihrer bisherigen Ausgaben und beschloß mit der ihm eigenen Thatkraft, wie es schon Gatterer, Johann Salomo Semler in Halle, Joh. Müller u. a. vor ihm eindringlich

gefordert hatten, an eine neue umfassende Sammlung Hand anzulegen. „Als ihm ein erster Ruhetag des getümmelvollen Lebens erschienen war, sann er sogleich, wie Arndt sagt, auf eine recht tüchtige deutsche That.“ Die Zeugen der vergangenen Jahrhunderte, deren Werth niemals durch die Forschung ganz erschöpft werden kann, diese Urgranite, auf denen alle stolzen Luftschlöffer neuerer Darsteller errichtet werden müssen, wollte er in kritischer Bearbeitung vereinigen. Die neue Ausgabe sollte zugleich billig und handlich sein, damit weitere Kreise Gebrauch davon machen könnten, ein Nationalwerk, d. h. ein Werk für die Gebildeten der Nation, „um“, wie Stein sich ausdrückte, „den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern, und hierdurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und dem Gedächtniß unserer großen Vorfahren beizutragen.“ Wie man das Nibelungenlied der Ilias ebenbürtig an die Seite stellte, so glaubte man in den mittelalterlichen Autoren deutsche Klassiker vor sich zu haben, die gleich den alten Geschichtschreibern gelesen zu werden verdienten, sei es im Urtexte, sei es in Uebersetzungen. Ein Verein von Privatleuten, gestiftet zu Frankfurt am Main, dem Sitze des deutschen Bundes, am 20. Januar 1819, mit dem Wahlsprüche Sanctus amor patriae dat animum, unternahm es aus eigenen Mitteln und freiwilligen Beiträgen, für welche nur sieben zunächst sich verpflichteten, die Monumenta Germaniae ins Werk zu richten, deren Umfang man anfänglich auf zwanzig Quartbände veranschlagte.

Dem hochherzigen Gedanken des Stifters, der selbst die größten Opfer brachte, schien die Stimmung der Zeit entgegen zu kommen. Rauners Hohenstaufen (1823) fanden großen Beifall und rückten vielen Gebildeten das Mittelalter näher, dessen Reste überdies täglich einen wachsenden Antheil erregten. Im Jahre 1817 besuchte Goethe die Ruine Paulinzelle, die er seit vierzig Jahren unbeachtet gelassen, denn „es war damals noch nicht Mode, diese kirchlichen Ruinen als höchst bedeutend und ehrwürdig zu betrachten.“ Zwei Jahre später wurde auf der Ruine Saaleck der thüringisch-sächsische Alterthumsverein gestiftet, der erste in dem Reigen jener zahlreichen Vereine, die mit der Losung Et tumulis honor den Boden des Vaterlandes in allen Richtungen nach heidnischen Alterthümern umwühlten. Trotz dieser deutschen Alterthümelei fehlte es den Monumenten Jahre hindurch sowohl an Theilnahme wie an geeigneten Mitarbeitern.

Der edle Reichsfreiherr indessen wankte nicht. „Stein ist“, so schildert ihn Böhmer im Jahre 1824, „beinahe siebenzig Jahre alt, aber voll Muth und Kraft wie ein Jüngling: ein echter deutscher Edelmann, seines uralten Geschlechtes letzter. Kein Sturm der physischen und moralischen Welt kann ihn erschüttern. In seinem Schlosse zu Nassau hat er sich einen hohen altdeutschen Thurm mit der Inschrift: Eine feste Burg ist unser Gott, erbauen

lassen. Er hat die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte gestiftet, und er selbst kennt die Geschichte wie wenige Professoren. Was mir aber bei ihm am merkwürdigsten ist, das ist sein Vertrauen auf die Vorsehung, obwohl es vielleicht wenig Menschen von solcher Kraft giebt, deren Pläne und Hoffnungen so sehr vereitelt wurden.“

In den Unterhandlungen, welche von ihm selbst für die Begründung der Gesellschaft nach allen Seiten angeknüpft wurden, traten die Schwierigkeiten erst recht zu Tage. Mit den Gelehrten zurecht zu kommen, wurde dem Freiherrn oft schwer. „Es ist ein reizbares, unvernünftiges Volk, das Gelehrtenvolk,“ lautet eine seiner mehrfach wiederkehrenden Klagen, als Dahlmann ihm den großen Kummer bereitete, daß er wegen der Karlsbader Beschlüsse nachträglich wieder von der Theilnahme zurücktrat. Vor allem aber mit der Laune und Kargheit mußte man trotz aller aufmunternden Worte kämpfen und noch immer bewährte sich, was bereits 1806 Müller über einen ähnlichen Plan verzagend geschrieben hatte: „Weder Fürsten noch Verleger unterstützen jetzt, was die selige Mutter Germania betrifft.“ Gleichgültig blickte man in Berlin, mißtrauisch in Wien auf das nationale Vorhaben. Dem Kaiser Franz konnte, wie von Gutz. erklärte, das Entstehen dieser Gesellschaft „unmöglich angenehm“ sein, er schrak vor jeder Organisation zurück. „Nach der Richtung,“ schreibt Stein, „welche die Thätigkeit unserer Regierungen und Akademien nimmt zu urtheilen, sollte man glauben, die Naturgeschichte Brasiliens, Aegyptens, Nubiens, des Caps, die Affen, Colibris und Gazellen haben ein größeres Nationalinteresse als vaterländische Geschichte; auf naturhistorische Unternehmungen wendet München, Berlin, Wien große Summen, auf die der vaterländischen Geschichte Nichts.“ Diese Klagen lehren öfter wieder und wenden sich insonderheit auch gegen den preussischen Minister von Altenstein. „Wenn man nur einen kleinen Theil von dem, was so verschwenderisch auf Naturgeschichte verwandt wird, auf deutsche Menschengeschichte verwendete, so wäre uns reichlich geholfen,“ heißt es in Bezug auf ihn, der zwölf Naturforscher reisen ließ. „Während die bairische Regierung für ein deutsches geschichtliches Werk nichts thut, erscheint auf ihre Kosten die Geschichte der brasilianischen Affen und weitohrigen Fledermäuse.“

Obgleich man somit für lange Zeit nur auf Privatmittel und einzelne unregelmäßige Unterstützungen der Regierungen angewiesen war, wurde dennoch rüstig Hand ans Werk gelegt und durch eine neue Zeitschrift, das Archiv der Gesellschaft, Plan und Ausführung allmählich vorbereitet. So eifrig nahm Stein, „einen mannichfaltigsten, weitläufigsten Briefwechsel mit Hinz und Kunz führend,“ an diesen Vorarbeiten Theil, daß er in eigener Person bei einem Aufenthalte in Rom die Handschriftenkataloge der Vaticana für die Zwecke der Gesellschaft auszog. Noch herrschte in dem Wirrwarr mehr

oder minder berufener Helfer an dem großen Unternehmen wenig Klarheit über die Mittel und Wege und bezeichnend ist es, daß Dr. Dümge, der Herausgeber jener Zeitschrift, ursprünglich das lateinische Walthariuslied an die Spitze der Geschichtschreiber stellen wollte „als das unvergleichlich treue Gemälde deutsch-fränkischer Heroenzeit“. Erst nach und nach wurde man sich über den viel zu niedrig veranschlagten Umfang klar und über die handschriftlichen Reisen, die der Ausführung vorangehen mußten. Böllig in die rechten Hände kam die Sache erst, als (1821) auf Steins Antrag und auf Empfehlung des Rathes Schlosser Georg Heinrich Berk aus Hannover, ein Schüler Heerens, die oberste Leitung übernahm, dem für die Urkunden Johann Friedrich Böhmer aus Frankfurt als würdiger Genosse an die Seite trat. Hiermit wurde die anfänglich beabsichtigte Vertheilung der Arbeiten an viele gleichberechtigte Mitarbeiter, die Bildung besonderer Zweigvereine, als unthunlich aufgegeben. Der nunmehr im Jahre 1824 endgültig festgestellte Plan war, was sich auch hier und da später gegen einzelne Mängel seiner Ausführung sagen ließ, sowohl in der Weite des Gesichtskreises wie in der Gründlichkeit der Arbeit vortrefflich und in echt wissenschaftlichem Geiste empfangen. Einer seiner größten Vorzüge bestand darin, daß man überall auf die handschriftliche Ueberlieferung zurückgehen, ein anderer, daß man über die Geschichtschreiber und Urkunden hinausgreifend alles andere Material verschiedenster Art mit aufnehmen wollte, aus welchem uns das ursprüngliche Antlitz jener Jahrhunderte entgegenschaut. Der außerordentliche Fortschritt, den kurz zuvor die philologisch-historischen Studien durch Wolf, Niebuhr u. a. gemacht hatten, äußerte seine Einwirkung. Von dem Studium des Alterthums entnahm das des Mittelalters die Methode, um sie bald selbständig fortzubilden und dadurch auch auf jenes zurückzuwirken.

Dem Stifter der Gesellschaft wurde noch die Freude zu Theil, die beiden ersten Bände der Monumenta selbst zu erleben: ein Werk freilich nur für die Gelehrten durch seine Unförmlichkeit, nicht für die Nation. Das Verdienst dieser Leistung, die ihn mit hoher Befriedigung erfüllte, wollte Stein ganz allein Berk zuerkennen: er selbst, schrieb er, habe dem Unternehmen nur einen Impuls gegeben. Trotz seiner und seiner Freunde nicht ermüdenden Opferfreudigkeit — bis zum Jahre 1830 brachte er mehr als den vierten Theil der aufgewandten Kosten auf — blieben die Mittel unzureichend und die nach Deutschland hinüberrollenden Wogen der Julirevolution verschlangen eine Zeit lang alles wissenschaftliche Interesse. „Gelbeinnahmen haben wir gar keine mehr,“ schrieb damals Böhmer: er und Berk waren bereit ohne jeden Entgelt dies Werk ihres Lebens fortzuführen. Erst seit 1834, noch vollständiger seit 1845, verpflichteten sich auf wiederholte Empfehlung des Bundes fast sämtliche deutsche Regierungen zu regelmäßigen Jahresbeiträgen, die dem Unternehmen,

das somit zuletzt Bündessache würde, eine ganz gesicherte Grundlage gaben. Unabhängig von Zeitstimmungen und Strömungen schritt es von hier an gleichmäßig fort und fand nach manchen Seiten hin eine werthvolle Ergänzung an den Arbeiten der historischen Commission in München, der hochherzigen Stiftung König Maximilians II. von Baiern. Nach dem Zusammenstürze des Bundes ward der allgemeinen Lage der Dinge gemäß die Centraldirection in verjüngter Gestalt unter dem Voritze von Georg Waitz von Frankfurt nach Berlin verlegt, wo die Akademie der Wissenschaften nach ihren großen Verdiensten um die Byzantiner und Aristoteles, um griechische und römische Inschriften sich auch der vaterländischen Geschichte erinnerte und die Monumente unter ihre Obhut nahm. Fortgesetzt von dem Reiche und von Oesterreich zugleich mit fester Ausstattung dienen sie, um beide ein geistiges Band schlingend, ihrer gemeinsamen Vergangenheit.

Welchen Einfluß diese Sammlung auf die gesammte Geschichtsforschung geübt, wie sie auf den dürren und fahlen Stoppelfeldern mittelalterlicher Geschichtskunde eine neue Saat hervorsprießen lassen, dies darzulegen, würde mich hier viel zu weit führen. Die Vorarbeiten an den Monumenten verbunden mit dem belebenden Odem, der gleichzeitig von der Ranke'schen Schule ausging, zumal seit den Jahrbüchern des sächsischen Hauses, haben uns in ernstest methodischer Forschung im engeren Sinne den Vorrang vor den andern Nationen verschafft, welche anerkennend unserer emsigen Thätigkeit huldigen. Wie die Fortschritte jedes Culturvolkes aber auf die andern zurück zu wirken pflegen, so hat sich dieser Segen gerade auch an unsern historischen Leistungen reichlich bewährt.

An diesen Arbeiten ist eine Junft von Forschern erwachsen, die ohne Unterschied des Bekenntnisses, des Stammes, in gegenseitiger neidloser Förderung nach verwandten Zielen ringen. Und wenn Dahlmann in einem Briefe an Stein es als besonders schwierig und verdienstlich bezeichnete, „das hartnäckig vereinzelte Streben deutscher Schriftsteller für ein gemeinsames, treues Zusammenwirken zu erziehen,“ so ist eben dies in hohem Maße gelungen. An den Leistungen für die allgemeine deutsche Geschichte hat sich ein reger Wettstreit entwickelt, in gleichem Sinne für die Vergangenheit der einzelnen Landschaften und Gebiete zu sorgen. Unendlich viel, wenn auch noch immer nicht genug, ist durch Meister wie durch Handlanger für die Herausgabe, Prüfung und Beurtheilung der einzelnen Geschichtschreiber, für die Kritik der Urkunden geschehen, ungleich weniger für Verarbeitung und Darstellung des Stoffes nach höheren Gesichtspuncten. Lange Zeit hindurch ist, zumal durch den Einfluß von Ranke und Waitz, das Studium des Mittelalters die fast unerläßlich scheinende Vorschule angehender Historiker geworden, die an seinen kunstlosen, durchsichtigen Erzeugnissen am leichtesten die Grund-

sätze wissenschaftlicher Quellenkritik üben lernen konnten, um sie dann auf andere Zeiträume auszudehnen. „Die meisten jüngeren Gelehrten,“ so sagt schon Roscher 1842, „die sich heutzutage der Geschichte widmen, haben mit dem Studium des Mittelalters begonnen.“ So hat dies Gebiet durch sein eigenes Schwergewicht nun selbständige Bedeutung erlangt: überwunden ist die auf Unkunde beruhende Geringschätzung, mit welcher die Zeit der Aufklärung es betrachtete, verslogen sind nicht minder die mystischen Weihrauchwolken, in welche die Romantiker es hüllten. Mit nüchterner Erkenntniß erblicken wir darin die Jugend- und Lehrzeit der neueren europäischen Völker, in welcher sie unter der strengen Zucht der Kirche durch die Schule christlich-antiker Bildung hindurchgehend zu geistiger Mündigkeit erst herangezogen wurden. Dies Zeitalter hat alle Licht- und Schattenseiten einer solchen Uebergangsstufe, es zeigt uns die Rohheit und Rauflust, die gläubige Schwärmerei, die geistige Unreife und Unklarheit der Halbbildung, dennoch ist es in seinen Hervorbringungen, so viel darin älteren Mustern nachgebildet sein mag, oft großartig und überwältigend, es spricht uns an durch kindliche Treuherzigkeit und durch jenen besonderen Reiz, der alles werdende begleitet. Begegnen uns darin auch wenig scharf ausgeprägte Einzelmenschen, so ist über das Ganze doch ein poetischer Hauch verbreitet.

Inzwischen hat sich die Zeit um uns abermals gewandelt und widerlegt sind die Träume aller derer, die für die Gegenwart, sei es im kirchlichen, sei es im politischen Sinne an das Mittelalter anknüpfen wollten. Das neue weltliche Reich der Deutschen hat mit dem alten heiligen nur den Namen gemein, bildet aber jachlich zu ihm in den wesentlichsten Beziehungen einen Gegensatz. Das alte Haus ist abgebrochen, ein völlig neues an seine Stelle gesetzt. Wer deshalb die Geschichte des jetzigen deutschen Reiches in seinem Werden ergründen, wer seine Entwicklung politisch verstehen will, der findet im Mittelalter nur unzulängliche Belehrung. Die Geschichte Preußens, das allmählich alles in sich aufnahm, allen andern Gliedern seine Gesetze auf-erlegte, ist die Vorgeschichte des jetzigen Reiches, dessen geistigen Gesichtskreis die deutsche Reformation abschließt. Die Erkenntniß dieser unbestreitbaren Wahrheit wird den mittelalterlichen Studien einen Theil ihrer bisherigen Gunst entziehen und schon seit dem Jahre 1848 ist sichtlich die Fluth für die neueren Jahrhunderte im Steigen. Droysens Geschichte der preußischen Politik entspricht recht eigentlich dieser wachsenden Strömung. Getröstet wir, die wir dem Mittelalter treu bleiben, uns jedoch damit, daß dasselbe ebenfalls sein gutes Recht behaupten und seine kaum zu ersetzende propädeutische Bedeutung an den Hochschulen sich wahren werde. Reich genug an geistigen Kräften ist das geeinigte deutsche Volk, um allen Perioden seiner Geschichte gerecht zu werden. Vor allem aber scheint es mir eine Ehrenpflicht

unseres Geschlechtes, daß dasselbe fortfahre in jenem weiten Museum der Monumente, für welches einer unserer größten Männer den Grundstein gelegt, alle geschichtlichen Zeugnisse unserer Vorfahren, die nach vielen Einbußen ein günstiges Geschick uns noch erhalten hat, als unverlierbaren Schatz der fernsten Nachwelt zu überliefern — denn die Geschichte soll das Gedächtniß der Menschheit sein.

An Herrn Professor Adolf Michaelis.

Von Ernst Curtius.

Lieber Freund!

Wer am Wege baut, der findet seine Meister, und wenn die Ausgrabungen am Alpheios bis jetzt in allen Schichten des deutschen Volkes nur freudigen Anklang gefunden haben, so konnte ich doch keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß auch Ausstellungen mancherlei Art und unbefriedigte Wünsche laut werden würden. Wie wäre dies in unserer Zeit und in unserm lieben Vaterlande anders möglich! Ich kann aber nur wünschen, daß alle Ausstellungen so aus dem Interesse für die Sache hervorgehen, wie die Ihrigen, und daß niemals ein schärferer Tadel laut werde. Weil die Ausstellungen von Ihnen kommen und weil Ihr Aufsatz in dieser Zeitschrift „über das deutsche archäologische Institut in Athen“^{*)}, so weit er Olympia betrifft, wesentlich an meine Adresse gerichtet ist, glaube ich mich zu einer kurzen Antwort verpflichtet.

Dreierlei ist Ihnen nicht recht. Erstens der Umstand, daß das deutsche Reichsinstitut in Athen den Ausgrabungen so fern stehe. Sie vermessen in dem ersten Hefte seiner „Mittheilungen“ einen Beitrag über Olympia und ich werde deshalb, als wenn ich meine Pflicht versäumt hätte und nicht auf meinem Posten gewesen wäre, zur Verantwortung gezogen.

Sie wissen, daß der erste Antrag auf Gründung des Athenischen Institutes von mir ausgegangen ist, Sie können also überzeugt sein, daß ich der Rechte sein würde, welcher das Ansehen und die Wirksamkeit desselben beeinträchtigen will. Wenn wir aber die „Mittheilungen“ nicht zum Organe der deutschen Arbeiten in Olympia machten, so hat das verschiedene Gründe.

Erstens hat Professor Köhler erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten die Presse des Instituts in Gang gebracht, so daß wir bei dem Beginn

*) Siehe „J. N. R.“ 1876. II. S. 128 ff.